

Fachgespräch: «Einen gemeinsamen Rahmen schaffen, der Innovationen im Kleinen zulässt»

*Pascal Engler und Marcel Krebs
im Gespräch mit Nadia Bisang
und Franziska Eckmann*

Welche Bedeutung hat die Mehrsprachigkeit bei nationalen Fachstellen und Verbänden? Welche Innovationspotenziale und Herausforderungen ergeben sich dadurch? Wie zeigen sich durch die Mehrsprachigkeit Chancen und Risiken im beruflichen Kontext? Diese Fragen diskutiert die Redaktion im Gespräch mit **Nadia Bisang**, Co-Geschäftsleiterin AvenirSocial (Berufsverband Soziale Arbeit Schweiz) und **Franziska Eckmann**, Leiterin Infodrog (Schweizerische Koordinations- und Fachstelle Sucht).

Engler, Pascal/Krebs, Marcel (2024): «Einen gemeinsamen Rahmen schaffen, der Innovationen im Kleinen zulässt». Fachgespräch mit Franziska Eckmann und Nadia Bisang. In: Soziale Innovation 2024. S. 25–36.

Franziska Eckmann, du bist seit 25 Jahren bei der Fachstelle tätig. Hat Mehrsprachigkeit für dich bei Infodrog noch etwas Überraschendes?

Franziska Eckmann Das ist eine schöne Frage. Bei uns geht es immer um Mehrsprachigkeit, denn am Schluss müssen unsere Ergebnisse und Dokumente mindestens in zwei Sprachvarianten vorliegen. Die Sprache allein überrascht mich nicht unbedingt; als Koordinationsstelle des Bundesamtes für Gesundheit arbeiten wir für die ganze Schweiz, da ist der Föderalismus im Alltag für uns prägender als die Sprache. Die Kantone sind unterschiedlich organisiert und verfügen über unterschiedliche Ressourcen. Entscheidend sind dann aber die **politischen Verhältnisse**, die darüber entscheiden, ob überhaupt etwas umgesetzt werden kann. So sind neben der Sprache auch andere strukturierende Prinzipien zu erwähnen wie zum Beispiel die Stadt-Land-Situation.

Die Überraschung zeigt sich im Kleinen und ist nicht nur sprachgebunden. Wir treffen zum Beispiel auf innovative Projekte in kleinen Regionen, die wir nicht erwartet hätten und die grössere Regionen schon länger versuchen umzusetzen, aber es gelingt nicht.

Bei nationalen Tagungen und Austauschplattformen erlebe ich die Mehrsprachigkeit als grossen **Gewinn** mit wertvollen Momenten. Dieser Austausch ist durch gegenseitigen Respekt geprägt, die unterschiedlichen Realitäten werden ernst genommen. Offenheit und Zuhören prägen diesen Austausch. Das funktioniert gut. Voraussetzung dafür ist natürlich, dass bei der Zusammensetzung der Gruppen alle Sprachregionen berücksichtigt werden und dem gegenseitigen Verstehen Gewicht beigemessen wird. Somit braucht es auch Übersetzungsleistungen. Manchmal braucht es dann auch eine Simultanübersetzung, wenn die finanziellen Ressourcen dies überhaupt ermöglichen.

Nadia Bisang, bei dir ist die Situation etwas anders. Du bist erst seit einem halben Jahr in der Co-Leitung von AvenirSocial. Wann ist dir die Mehrsprachigkeit als Herausforderung aufgefallen? Inwiefern findest du Gemeinsamkeiten zu deiner vorherigen Stelle bei Caritas?

Nadia Bisang Die Mehrsprachigkeit ist mir vom ersten Tag an aufgefallen. Und zwar als Herausforderung, mit positiven und manchmal auch negativen Momenten. Wir sind aktuell in einem schon längeren Prozess der Überarbeitung des Berufskodexes. Für dieses Dossier bin ich zuständig. Da habe ich schnell gemerkt, dass das Zusammenbringen der beiden Kulturen **anspruchsvoll** ist.

Ich erlebe es eigentlich nicht als Unterschied zu meiner Tätigkeit bei Caritas, denn ich finde, es geht immer darum zu klären, was das Gemeinsame ist und wo wir voneinander profitieren können. Bei AvenirSocial geht es darum, die Schnittmenge zu finden, sich auf gemeinsame Positionen zu einigen, damit wir als nationaler Verband zusammen unterwegs sein können. Dies ist unsere Aufgabe: Wie verstehen wir gemeinsam die Soziale Arbeit? Welche Werte und Prinzipien verbinden uns?

Einen grossen Unterschied zu meiner Stelle, die ich bis vor Kurzem beim Kanton Zürich innehatte, stelle ich aber fest: Mehrsprachigkeit existierte im Arbeitsalltag in der kantonalen Verwaltung nicht. Auch deshalb habe ich mich sehr auf meine neue Anstellung bei AvenirSocial gefreut: mit einem zweisprachigen Team unterwegs zu sein. Ich erlebe die Erfahrung der Mehrsprachigkeit als **Bereicherung** in der Teamzusammenarbeit und schätze den damit verbundenen nationalen Kontext über die Kulturen hinweg.

Was ist die Bereicherung, wenn aufgrund der Mehrsprachigkeit das Gemeinsame, eine Schnittmenge und Kompromisse gesucht werden müssen?

NB Es ist eben «sowohl als auch»: Es kann sein, dass durch diesen Austausch ein Kompromiss gesucht wird, eine Reduktion auf das Gemeinsame. Damit geht auch etwas verloren. Zugleich ist es so, dass durch die Sprache eine Orientierung gegen aussen stattfindet. So fliessen in der Deutschschweiz Überlegungen aus Deutschland oder Österreich ein und in der Westschweiz aus Frankreich oder Kanada. Dies bereichert und erweitert die Diskussionen, und die Ideen und Möglichkeiten werden vielfältiger.

Deine Aussagen beziehen sich darauf, sich inspirieren zu lassen. Wie lässt sich dies auf die konkrete Zusammenarbeit beziehen? Wäre dies noch einmal eine andere Ebene?

NB Für mich gibt es hier auch wieder beides. Einerseits braucht es Einigung und diesbezüglich die Zusammenarbeit. Andererseits lassen **regionale Lösungen** in der Schweiz viele Freiräume offen, dass zum Beispiel die Kantone vieles für sich gestalten können. Dadurch ergeben sich vielfältige Möglichkeiten, wie etwas umgesetzt werden kann. Dann ist nicht nur die Sprache entscheidend, sondern – wie dies Franziska einleitend gesagt hat – strukturelle Gegebenheiten werden wichtig. Auf den Verbandskontext übertragen bedeutet dies, dass eine fachliche Grundlage national umgesetzt werden soll, beispielsweise eine Broschüre zu Arbeitsbedingungen in der Sozialen Arbeit. Hierbei braucht es Zusammenarbeit und Einigung auf das Wesentliche im **nationalen Kontext**. Oder es geht um lokale Aktivitäten zu Arbeitsbedingungen, die von den Regionen des Verbandes ganz unterschiedlich gestaltet werden können, wie Petitionen, Veranstaltungen oder politische Massnahmen.

FE Das ist eine entscheidende Frage: Auf was einigt man sich, auf welcher **Flughöhe**? Im Suchtbereich gibt es beispielsweise eine gemeinsame Qualitätsnorm, die QuaTheDA. Es ist zentral, dass diese für die ganze Schweiz gültig ist. Sie ist ursprünglich aus einer gewissen Notwendigkeit und dem Druck heraus entstanden, dass das Bundesamt für Sozialversicherung die Qualitätsvorgaben für subventionsberechtigte Institutionen verlangte. Das hat ermöglicht, dass der Fachbereich in relativ kurzer Zeit einen **gemeinsamen Referenzrahmen** erhielt. Solche Richtlinien sind wichtig, auch zur Orientierung, wenn neue Angebote aufgebaut werden. Es darf aber nicht einschränken. Insbesondere auf der Ebene der kantonalen Angebote, Projekte und Methoden braucht es eine Vielfalt und die Möglichkeit, dass sich Angebote lokalen Gegebenheiten und Notwendigkeiten anpassen. Eine solche Notwendigkeit zeigt sich aktuell z. B. in Genf, wo der Crackkonsum zum Problem

wurde und Notfallpläne erstellt wurden, für welche sich nun auch Städte in der Deutschschweiz interessieren.

Es ist aber nicht so, dass Lösungen, die an einem Ort funktionieren, einfach so auf einen anderen Ort übertragen werden können. Es braucht ebenso viele andere Voraussetzungen, damit es funktioniert. Und dennoch und gerade deshalb ist die Verständigung über gemeinsame Rahmenbedingungen und Normen – so wie Nadia dies zum Berufskodex erzählt hat – wichtig.

Und dann kommt es darauf an, ob ein Druck besteht, dann einigt man sich schneller, und wenn der Prozess offener angelegt ist, dann wird die Umsetzung erfahrungsgemäss langwieriger.

Könnte man eure Ausführungen so zusammenfassen: Es braucht bei nationalen Organisationen einen gemeinsamen Rahmen, der Vielfalt und Innovationen zulässt?

NB Ja, bei uns ist es so. Unser Verband besteht aus neun Regionen, in welchen viele Fachpersonen ehrenamtlich mitarbeiten. Der Rahmen ist die Präsenz des Berufsverbands in der Region. Welche Aktivitäten in den Regionen geplant und umgesetzt werden, liegt aber ganz bei den Regionen: Ob sie einen Stammtisch anbieten, Informationsveranstaltungen an Hochschulen durchführen oder fachliche und politische Diskussionen organisieren – die Entscheidung liegt bei ihnen. Wichtig ist, dass dieser Rahmen **flexibel** für unterschiedliche Vorgehensweisen und Innovationen gestaltet ist. Der Rahmen ist öffnend, nicht schliessend.

FE Unsere Aufgabe ist genau die Förderung der Vielfalt und Innovationen im Rahmen der Vier-Säulen-Politik. Als nationale Koordinationsstelle können wir nicht einfach etwas überstülpen und behaupten: «Das ist es jetzt für alle.» Es geht auch darum, Zugänge zu den Hilfsangeboten für möglichst viele Personen zu schaffen. Wir haben dies zum Beispiel mit der Online-Beratung *SafeZone* so gefördert, dass eine gemeinsame IT-Lösung für alle 26 Kantone zur Verfügung steht, welche dann individuell von den Fachstellen genutzt und in deren Kontext individuell beraten wird.

Angebote wie SafeZone oder der Referenzrahmen QuaTheDA sind übergeordnet und ermöglichen Vielfalt. Genau das ermöglicht aber auch den Vergleich in der Umsetzung. Wenn Unterschiedliches entsteht, dann kann man ja voneinander lernen. Wie erlebt ihr das?

FE Je nachdem waren Angebote und Projekte schon vorher da. Es ist ein Wechselspiel: Es braucht diese Dynamik und die Energie der Fachpersonen, die Bottom-up-Angebote und Ideen entwickeln. Dies ist wichtig. So starteten die *Drug Checkings* vor Jahren mit ein paar wenigen Angeboten, nun wollen dies immer mehr Stellen umsetzen. In der Zwischenzeit bestehen Richtlinien, Berichte wurden verfasst, ein Monitoring etabliert, Warnungen werden zentral publiziert und es wird ein einheitlicher Fragebogen für die ganze Schweiz für die Beratungen verwendet. Infodrog unterstützt die Angebote mit diesen Koordinationsleistungen und neue interessierte Fachstellen können sich dem Netzwerk anschliessen, ohne selbst alles neu erfinden zu müssen. Dies ist ein Weg, wie die Innovation nachhaltig in einen Regelbetrieb überführt werden kann und andere davon profitieren können.

Es ist ein **wechselseitiger Prozess**, der in beide Richtungen gehen kann. Ein weiteres aktuelles Beispiel ist das Thema des *Housing First*, das unterschiedlich interpretiert und umgesetzt wird. Mit der Coordination Nationale fördert Infodrog den gesamtschweizerischen Austausch und die Entwicklung von *Housing First* in allen Sprachregionen.

Ist im ehrenamtlichen Setting der Aufwand in einem mehrsprachigen Kontext grösser, weil die Mehrsprachigkeit Mehrarbeit beinhaltet?

NB Auf jeden Fall bedeutet die Mehrsprachigkeit **Mehraufwand**, nur schon durch die hohen Übersetzungskosten, die laufend anfallen. Und im ehrenamtlichen Kontext ist es noch aufwendiger, da die Zusammenarbeit über Sprachgrenzen hinweg freiwillig ist. Aber: Als Verband besteht eine Verpflichtung, diesen Dialog zu organisieren und zu ermöglichen. Deshalb

finden alle unsere Anlässe auch zweisprachig statt und man lässt sich somit darauf ein, wenn man an ein nationales Treffen oder einen nationalen Austausch geht. Die Personen, die daran teilnehmen, profitieren vom Austausch mit den anderen Sprachregionen und den anderen Ideen, sie interessieren sich für das Andere.

FE Das ist bei uns auch so. In *Drug-Checking*-Angeboten zum Beispiel arbeiten viele ehrenamtliche Peers aus der ganzen Schweiz, welche an Vernetzungstreffen oder Schulungen teilnehmen. Gleichzeitig finden eine Valorisierung und eine Sichtbarmachung der Arbeit statt. Im Fokus steht aber auch die Professionalisierung. Zudem geht es darum, Entscheidungsträger:innen zu sensibilisieren, dass diese Projekte hauptsächlich durch das Engagement dieser Privatpersonen funktionieren. Es braucht viel, dass diese Angebote dann als Regelangebote finanziert werden.

NB Das Zusammenkommen dieser Personen und Fachleute aus der ganzen Schweiz zeigt auch die Stärke. Wenn sich hingegen nur Deutschschweizer Fachleute treffen, um ein nationales Thema oder eine Herausforderung zu besprechen, empfinde ich dies als traurig, da eine Chance verpasst wird. Ein Teil des nationalen Aspekts wird damit nicht abgebildet, was bedeutet, dass auch **ein Teil der Lösungsfindung fehlt**. An einem Austausch zum Fachkräftemangel in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, an dem ich teilgenommen habe, waren nur Deutschschweizer Organisationen eingeladen und anwesend. Und mir ist bewusst geworden: Es fehlen andere Erfahrungen, die wichtig wären. In der Westschweiz gibt es zum Thema Fachkräftemangel beispielsweise momentan aktuellere Zahlen als in der Deutschschweiz. Beide Sprachregionen profitieren von der Diskussion: Was sind gemeinsame Probleme? Wo braucht es nationale Lösungen und wo gibt es bereits regionale Lösungen, die übernommen werden können?

Gibt es denn konkrete Innovationen über Sprachgrenzen hinweg?

FE Die Warnungen aus den *Drug Checkings* beispielsweise basieren auf einer Harmonisierung der Risikoeinschätzung, erarbeitet durch eine Fachgruppe, die aus verschiedenen Sprachregionen, aber auch interdisziplinär zusammengesetzt ist. Daraus entsteht ein Mehrwert und durch das Sichern der Qualität findet eine Entwicklung statt. Und ein zweites Beispiel ist die Online-Beratung *SafeZone*. Es geht ja nicht nur um das Bereitstellen einer IT-Lösung, sondern auch um die **Qualitätssicherung**: Es finden Schulungen statt und ein Mentorat wird eingerichtet. Weiter finden Treffen der Beratenden statt, bei denen Fälle diskutiert und Methoden ausgetauscht werden.

*Ist es richtig, dass SafeZone ursprünglich mit Deutschschweizer Kantonen gestartet ist?
Oder war dies von Anfang an breit verankert?*

FE Wenn wir ein Projekt lancieren, stellt sich immer die Frage, wie wir dies in Bezug auf die Sprachregionen angehen: Starten wir mit allen Regionen **gleichzeitig** oder mit zwei Regionen? Bei *SafeZone* wollten wir mit allen drei Sprachregionen gleichzeitig starten, haben dann aber gemerkt, dass in der Westschweiz bereits Projekte bestanden, die eine ähnliche Idee hatten. Deshalb war der Bedarf wohl auch zu Beginn etwas geringer und das Interesse am Projekt in der Deutschschweiz und im Tessin grösser. Dies hat sich jedoch im Laufe der Zeit geändert und die Nutzung von *SafeZone* hat auch in der Westschweiz zugenommen.

Bei unseren Projekten ist es häufig der Fall, dass wir zeitversetzt starten, z. B. mit einem Pilotprojekt in einer Sprachregion, das evaluiert und anschliessend auf die Übertragbarkeit auf weitere Regionen geprüft wird. Aktuell sind wir an einem Projekt zum Thema Schadensminderung mit Jugendlichen, das vorerst in der Westschweiz umgesetzt wird.

Ist denn der Diskurs mehrheitlich von der Deutschschweiz dominiert – auch aufgrund der Grösse – oder gibt es Bereiche, die national von der Westschweiz geprägt sind?

NB Dominiert würde ich nicht sagen, aber es gibt natürlich Bereiche, in welchen die Westschweiz innovativer und fachlich besser aufgestellt ist. Ein Beispiel wäre die Soziale Arbeit rund um Gefängnisse oder die Angehörigenarbeit von Strafgefangenen. Dazu gibt es in der Westschweiz innovative Projekte und die Deutschschweiz steht diesbezüglich noch an einem ganz anderen Ort. Das Verständnis, dass Familien, Väter, Mütter, Kinder betroffen sind und es Unterstützungsangebote braucht, ist in der Westschweiz verbreitet und es gibt entsprechende Angebote. Es gibt weitere Bereiche, die von den Fachpersonen in der Deutschschweiz als Innovationsquelle genutzt werden können. Diesbezüglich gibt es sicher noch Potenzial und muss der nationale Austausch weiter gefördert werden.

FE Mir scheint es schwierig, etwas als besser oder weniger gut zu beschreiben. Oder als innovativer in der einen oder anderen Sprachregion. Aus der Not heraus, wenn der Handlungsdruck gross ist – wie zum Beispiel bei der Crack-Problematik in Genf –, können rasch innovative Lösungen entwickelt werden, die eine Vorreiterrolle haben.

Im nationalen Kontext spielt das **Kräfteverhältnis** eine Rolle, es gibt natürlich viel mehr Deutschschweizer:innen. Ich beobachte teilweise auch Abwehrreflexe, wenn etwas von einer anderen Sprachregion kommt. Dies ist aber gegenseitig. Wenn etwas «von Bern kommt», dann wird dies auch nicht einfach angenommen. Aber aus meiner Sicht ist das verständlich, denn es braucht eine Aneignung, damit der Realität vor Ort entsprochen werden kann.

*Was heisst dies auf der normativen Ebene?
Gibt es da unterschiedliche Ziele in Bezug
auf die Soziale Arbeit und die Suchtarbeit?*

FE Es geht um Werte und unterschiedliche **Wertvorstellungen**. Das zeigt sich an konkreten Massnahmen zum Drogenkonsum. Da dominiert in der Westschweiz eher die Vorstellung, dass die Repression effizienter ist. So sind Konsumräume dort noch viel weniger verbreitet als in der Deutschschweiz. Diese unterschiedlichen

Wertvorstellungen zeigen sich aber in der ganzen Schweiz und äussern sich auch in den politischen Mehrheitsverhältnissen.

NB Und auch Vorstellungen von der **Rolle des Staates** spielen eine wichtige Rolle. In der Deutschschweiz dominiert eher das Credo, dass die Familie Privatsache ist. In der Westschweiz hingegen ist die Vorstellung stark, dass der Staat Strukturen zur Verfügung stellen soll, wie zum Beispiel die schulergänzende Kinderbetreuung. Damit sind andere Erwartungen verbunden und dies beeinflusst natürlich die Fachpersonen, je nachdem in welchen Strukturen sie unterwegs sind, welches Verständnis dominant ist. Und da Fachpersonen der Sozialen Arbeit oft mit behördlichem Auftrag arbeiten, ist dieser Einfluss besonders ausgeprägt.

Wie zeigen sich diese unterschiedlichen Vorstellungen bei der Erarbeitung eines gemeinsamen Berufskodexes?

NB Eigentlich orientiert sich der Berufskodex an internationalen Werten. Auf dieser Ebene ist es klar und dahinter können alle stehen. Aber sobald es um die konkrete Ausgestaltung geht, stellen sich Fragen wie: Was heisst dies in der Umsetzung und wie verbindlich kann dies eingefordert werden? Von Avenir-Social besteht der Anspruch, dass der Berufskodex ein **Grundlegendokument** darstellt, welches für alle Fachpersonen der Sozialen Arbeit gilt. Bei der Ausgestaltung dieses Grundlegendokuments zeigen sich zwischen der West- und der Deutschschweiz Differenzen. Die Westschweiz wünscht sich eher eine Checkliste, die zur Kontrolle dient, ob beispielsweise Werte wie der Grundsatz der Selbstbestimmung oder Handlungsmaximen bezüglich der Arbeit mit Adressat:innen erfüllt sind und bei Nichterfüllung eingefordert werden müssen. In der Deutschschweiz hingegen herrscht die Vorstellung vor, dass der Kodex viel offener formuliert sein sollte, eher als Orientierungshilfe dient und damit ein Argumentarium darstellt. Auch die Frage nach den theoretischen Grundlagen ist wichtig. So sind die berufsethischen Theorien der

Deutschschweiz – z. B. Silvia Staub-Bernasconi – in der Westschweiz nicht verbreitet und werden nicht akzeptiert.

Wie geht ihr damit um? Gibt es einen Weg aus dieser Blockade?

NB Wir haben es von unserer Seite unterschätzt, wie die unterschiedlichen Kulturen und Perspektiven zusammenarbeiten sollen. Der erste Entwurf wurde in der Deutschschweiz geschrieben und ist dann übersetzt worden. Dies hat zu einem Eklat geführt. Und nun wird dieser Prozess neu aufgegleist und es soll den unterschiedlichen Bedürfnissen Rechnung getragen werden. Es geht um eine Integration, um das Gemeinsame. Im Moment ist noch unklar, ob wir den Prozess gut abschliessen können. Eigentlich könnte die Deutschschweiz die Romandie einfach überstimmen, weil die Deutschschweiz grösser ist und mehr Mitglieder hat. Aber das möchten wir nicht. Im Moment nimmt die Romandie sehr viel Raum ein, einfach weil sie auf die Barrikade gehen und dadurch den Prozess behindern. Aber es ist wichtig, dass wir als nationaler Verband **mit einer Stimme** sprechen können.

Risikofaktor Übersetzung?

NB Ja, das ist so. Es braucht mehr, es braucht eine Übersetzung in den Kontext. Mit entsprechenden Fallbeispielen und einem wirklichen Hineindenken in die Logiken und Voraussetzungen der anderen Kulturen und Verständnisse.

FE Und die Übersetzung ist immer auch eine grosse Ressourcenfrage. Wenn man sich auf einer Tagung trifft, in einer Arbeitsgruppe oder in einem Koordinationsgefäss, dann funktioniert das oft relativ gut. Aber in dem Moment, wo man **ein gemeinsames Dokument** und damit etwas Schriftliches verfassen muss, wird der Aufwand enorm. Man hat dann z. B. drei Versionen in drei Sprachen, die in der Vernehmlassung zu unterschiedlichsten Reaktionen führen, die dann wieder eingearbeitet werden müssen. Bei der Erschaffung

der harmonisierten Definition von Früherkennung und Frühintervention bestanden verschiedene Modelle in den Sprachregionen und das Ziel bestand darin, eine gemeinsame Definition zu finden. Eine weitere Frage ist, ob die Akteure in den Sprachregionen sich dann auch daran orientieren.

Eine letzte Frage: Was ist besonders wichtig, was können wir tun, woran sollten wir weiterdenken?

FE Für mich ist wichtig, immer **neugierig und offen** für die jeweiligen Realitäten zu sein. Ansonsten kann der Austausch nicht gelingen. Dazu gehört auch, dass wir in die verschiedenen Regionen reisen, dort Sitzungen und Anlässe abhalten.

NB Mir ist es wichtig, für sprachliche und damit auch kulturelle Unterschiede **sensibel** zu bleiben. Hier ist z. B. ganz wichtig, dass wir als Team schon mehrsprachig sind. Durch die gemischte Teamzusammensetzung sind Fachdiskussionen in Bezug auf Sprachregionen bereits im Arbeitsalltag gewährleistet, was die Sensibilität und den Umgang mit der Mehrsprachigkeit stark fördert.

Nadia Bisang, lic. phil., Sozialarbeiterin, Co-Geschäftsleiterin Avenir-Social, Berufsverband Soziale Arbeit Schweiz.
n.bisang@avenirsocial.ch

Franziska Eckmann, lic. phil., Sozialarbeiterin, Leiterin Infodrog, Koordinations- und Fachstelle Sucht.
f.eckmann@infodrog.ch

Pascal Engler, Dr., Sozialarbeiter, Dozent an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
pascal.engler@fhnw.ch

Marcel Krebs, Dr., Soziologe und Sozialarbeiter, Dozent an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
marcel.krebs@fhnw.ch